

EDITORIAL

Cut and paste, das Schneiden und Zusammenkleben, ist das Grundprinzip der populären Musik, wenn nicht gar des Populären überhaupt. Ganz gegenständig fing es an: populäre Musik ist eine Konsequenz der Erfindung des Tonbandgeräts mit seinen unendlichen Möglichkeiten der Montage, die die Wirklichkeit zerteilen und immer wieder neu – und für den Hörer ebenso wirklich – zusammensetzen. Der Sound war geboren. Natürlich wurde auch davor kopiert und neu zusammengesetzt: als Zitat mit tiefer Verbeugung gegenüber dem Zitierten oder auch als klammheimliche Entlehnung zur Beschleunigung kreativer Prozesse. Doch was man heraustrennte und als Ornament in das eigene musikalische Gewebe einsetzte, war lediglich das geistige Eigentum eines anderen. Das Tonband und sein virtuelles Kind, der Sampler, machen es möglich, den Zitierten selbst herbei zu zitieren, dem Bestohlenen nicht nur die Seele, sondern auch die Stimme und so den Körper zu nehmen, um damit ein eigenes Image zu basteln.

Natürlich gilt auch im Pop-Diskurs die Originalitätsästhetik – auch sie ein cut and paste, übernommen aus der Kunstmusik. Doch ist dort originell, wer die musikalischen Lebensäußerungen anderer so rekombiniert, dass dieses Tun wiederum als eigen und individuell, d.h. als originell wahrgenommen wird. *Will Pop eat itself?* (Jeremy J. Beadle, 1993) ist schon längst keine Frage mehr. Pop symbolisiert das uralte Emblem der Schlange, die sich selber frisst: Bereits Ende der 1980er Jahre tauchten die ersten Samples von Samples auf. Doch die Schlange schlingt nicht nur am eigenen Hinterende. Bisher konnte sie den Prozess der Selbstaflösung auch dadurch entschleunigen, dass sie sich als Beifutter an der Musik anderer Zeiten und Völker gütlich tat. Das Andere aber beginnt knapp zu werden. In immer kürzeren Abständen wird Schmackhaftes aus der Geschichte des Pop am Stück oder in kleinen Häppchen durch den Verdauungsapparat gejagt und die verzweifelten Kundschafter der Worldmusic finden selbst in den entlegensten Gegenden der Welt kaum noch Unverdautes. So speist man musikalisch zum Beispiel gerade wieder gern beim Jugoslawen (oder ist auch diese Mode schon wieder gegessen?), hört Balkan Rock, feiert Balkan Partys und erfreut sich am vertraut exotischen oder – für die, die dabei

gewesen sind – exotisch vertrauten Charme des Sounds der Tito-Ära, als der Yugo-Rock noch völkerverbindendes Pendant zu den Čevapčići sein sollte.

Ist nicht bereits abzusehen, was bei all dem Einverleiben, Ausscheiden, Koprothagieren und erneutem Verdauen am Ende hinten herauskommt? Wenn auch Kritikern nichts anders mehr einfällt, als eine ganze Gruppe britischer Bands »New Wave of New Wave« zu nennen – wobei das erste »new« durchaus nur auf die Aktualität und nicht auf die Originalität bezogen werden muss – stellt sich die Frage, was überhaupt noch kommen kann: die Verdreifachung des »new«? Individualität scheint zum Risiko geworden zu sein. Sicherer sind die Erfolgsaussichten, wenn sich Newcomer als Wiedergänger berühmter Bands betätigen, die sie bis ins Detail imitieren. Andere kleben sich das Label »Jazz« auf, das an die gute alte Zeit erinnern soll, in der Musik vorgeblich noch handgemacht und originell war, und schaffen so – aus alt mach neu – das Image einer postmodernen Identität. Auch der HipHop ist in die Jahre gekommen. Er hat es mittlerweile zum langlebigen Genre der Popmusikgeschichte gebracht – obwohl er mit seiner ausschließlichen Selbstreferenz ganz am Ende der Nahrungskette des Pop eats Pop steht. Vielleicht hat er überlebt, weil er immer weniger Musik als gelebtes Selbstmarketing war und daher sich für sein cut and paste aus einem ungeheuer großen Fundus kultureller Zeichen bedienen kann. Dass die deutschen Möchtegern-Gangstas jetzt ausgerechnet vor dem Urheberrecht und den Kosten des Zitierens kuschen und selbstgemachte Tracks aufnehmen, lässt nichts Gutes für die Zukunft ahnen. Wie heißt es doch treffend an anderer Stelle – bei den doppelneugewellten Maximo Park: »I am young and I am lost / Every sentence has its cost.« Auch die Tabus, die man noch brechen kann, um Aufmerksamkeit zu erzeugen, ohne wirklich endgültig unanständig zu werden, werden langsam rar – obwohl sich in dem Gewirr von Ausschnitten und Einfügungen vieles sagen lässt, das im neuen Kontext so aber auch eigentlich ganz anders gemeint sein könnte: Der Zitierende kann sich immer noch auf das Zitat herausreden. Dieses Problem hat die rechte Musikszene weniger. Hier ist alles so gemeint, wie es gesagt wird – nur soll das möglichst nicht so sehr auffallen: Stimmungshits werden gecovered und Sounds kopiert, um wahrlich under cover braunes Gedankengut in die Köpfe zu pflanzen...

Es war alles schon (mindestens) einmal da – nur anders: *Novo vrijeme, stare dileme* (Insider wissen Bescheid, alle anderen müssen [nach-]forschen – auch das eine soziale Funktion des cut and paste).

Die Beiträge dieses Bandes sind Schriftfassungen von Vorträgen, die anlässlich der 16. Arbeitstagung des Arbeitskreises Studium Populärer Musik (ASPM) vom 14.-16. Oktober 2005 im Bildungs- und Tagungszentrum Ostheide, Barendorf, zum Schwerpunktthema »Konfektionsgröße 5 – Schnittmuster populärer Musiken« gehalten worden sind. Wer mehr wissen will über anstehende oder vergangene Tagungen, Neuerscheinungen und interessante Institutionen findet diese Daten, Fakten und Informationen rund um die Populärmusikforschung unter www.aspm-online.de und in unserer Inter-
netzeitschrift *Samples* (www.aspm-samples.de).

Dietrich Helms und Thomas Phleps
Altenbeken und Kassel, im Juli 2006